

24)

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Die Eröffnung der Schulen sowie die Heimkehr der Badegäste bedeutete neues Leben in den oberen Schichten, neue Farbe im Neuzeren der Stadt. Dazu kamen zwei Ereignisse, die den Puls des ganzen Volkskörpers beschleunigten.

Eines Morgens fand Marchese La Greca jeden Weinstock in seinem großen Weingarten, der eine seiner besten Erwerbsquellen war, an der Wurzel durchschnitten. Dies war ein echter Mafiastreich. Kein Mensch war im Zweifel darüber, wer dahinter stecke. Nachdem Angelo vierzehn Tage gewartet, daß Lidida ihm Abbitte tun würde, fand es die Gräfin dienlich, dem alten Manne eine kleine Aufmunterung zu erteilen als Vorgeschmack dessen, was zu erwarten stand, wenn man ihre Pläne kreuzte. La Greca meldete das Geschehene, wie es seine Pflicht war, aber als Vollblutsizilianer hatte er durchaus keine Vermutung, wer der Schuldige sein könne. Als man den Namen der Gräfin nannte, wies er diesen Argwohn als unmöglich von sich. Und sowohl seine Frau als auch Lidida bestärkten ihn darin, daß die Ehre des Hauses einen Fleck erhalten würde, wenn man die Polizei — die verachteten Sbirri — gegen den Feind zu Hilfe rief.

Dieses Ereignis wurde jedoch vorläufig von einem noch größeren überschattet: die Studenten von Palermo mit dem Rektor und den Professoren an der Spitze wollten die Stadt besuchen. Hier war eine Gelegenheit, Verbindungen anzuknüpfen und Ansprüche auf Erkenntlichkeit zu gewinnen, Gastfreundschaft zu erweisen und Pomp zu entfalten. Und wenn irgendeine sizilianische Stadt einem Anlaß, sich zu schmücken und Gelage zu geben, widerstehen konnte, so war dies Sirgenti gewiß nicht.

Die Studenten trafen mit dem Mittagszuge ein, aber schon vom frühen Morgen an war Festtag in der Stadt. Die Trikoloren hingen schläfrig über den Corso hinab, auf dem die Stadt wie an einem Feiertag seine Blinden und Strüppel zur Schau stellte. Alle Art fahrenden Volks war in der Hoffnung auf einen außerhalb des Kalenders fallenden Markttag zusammengeströmt.

Man wurde durch die Musik mechanischer Klaviere aus dem Schlafe geweckt, und vom Corso bis hinauf zur Domkirche verkündete ein dröhnender Bariton Ernani's flammende Leidenschaft. Als die Reute herauskamen, waren sie überrascht, zu sehen, daß Ernani allerdings einen martialisches Schnurrbart hatte, im übrigen aber ein Weib war — und aus beiden Gründen eine magnetische Anziehungskraft auf die Infanteristen übte. Draußen beim Stadttor erzählte ein Cantastorie (Geschichtenerzähler) von den Paladinen und unterstülzte die bäuerliche Phantasie durch eine lange Reihe kolorierter Darstellungen bildschöner Edelmänner und grimmig häßlicher Schurken. Die besten Geschäfte aber machte ein Bader, der vor dem Klub der Adeligen ein Schaffott errichtet hatte, wo er „ohne Anwendung von Stahl oder anderen scharfen Instrumenten“, aber mit desto schärfer gewexter Zunge Leichdorne und eingewachsene Nägel operierte.

Alles Interesse für den Jahrmarttsgaukel war jedoch wie weggefegt, als die Studenten unter Gallo und Hurra in einem jubelnden Wagenzug den Corso herausgefahren kamen, an der Spitze Vetterio, der den Präsekten, den Bürgermeister und den Rektor der Universität führte. Auf dem Rathause gab es bloß einen provisorisch kurzen Willkomm bei einem Glase Champagner. Es galt, die Nachmittagsstunden zu einer Besichtigung der Domkirche, des Museums, der unterirdischen Gänge und anderer Sehenswürdigkeiten zu benützen.

Gegen Abend versammelte man sich auf dem Athene-felsen, um von dessen Gipfel den berühmten Sonnenuntergang zu genießen.

Dieser Teil des Programms war bei einem der vornehmsten Mitglieder des Festkomitees, Grafen Del Chiaro, auf sehr energischen Widerstand gestoßen. Aber gegenüber den bestimmtesten Wünschen des Rektors und des Museumsdirektors von Palermo, die alte Freunde von La Greca waren, blieb nichts übrig, als die Waffen zu strecken

und sich auf ein demonstratives Fernbleiben von den Festlichkeiten zu beschränken.

Durch diese Lattik mußte der Graf in demselben Maße an Terrain verlieren, als der Marchese der Mann des Augenblicks wurde. Auf den ausgegrabenen Ruinen stehend, hielt der gelehrte Rektor einen anfeuernden Vortrag über die Bedeutung dieser Funde und pries in festlichen Ausdrücken den adeligen Gräber und Finder. Als Hintergrund seiner Lobrede verwendete er geschickt und diskret den schändlichen Vandalismus, der soeben den alten Mann betroffen hatte.

Die jungen Studenten teilten sich zwischen Jubel und Entrüstung. Was in dem zerstörten Weingarten verloren gegangen, konnten sie sogleich ermesen, da der Marchese zwei seiner feinsten Jahrgänge, den 67er und 70er herbeigebracht hatte. Namentlich jene berühmte Traube, die zugleich mit Roms Eroberung für das neue Reich gereift war, löste den Spund von ihren brauenden Gemütern.

Es war Lidida, die den schweren Trunk schenkte, und die meisten Becher wurden auf das Blut ihrer Lippen und den Phosphor ihrer Augen geleert. Der Wein lief wie Feuer durch die Adern. Sie drängten sich um die strahlende Hebe und kämpften um einen ihrer Blicke.

Als die Sonne die roten Wogen kühlte, erscholl des Rektors Stimme — er sprach einige Zeilen aus Homer. Da ward es stumm in den Reihen. Wie von einem neuen Geiste erfüllt, standen sie da mit bebenden Herzen und folgten der flammenden Scheibe, bis sie in ein Meer von Feuer und Blut versank, während die durchsichtige Dämmerglut die herrliche Landschaft aus der irdischen Wirklichkeit emporhob, dahin, wo Kinderträume und Märchenstimmung geboren werden und gedeihen.

Im selben Augenblicke erglommen die Sterne und mahnten die Gäste zur Heimkehr. Man mußte in die Stadt zurückeilen, um sich zu dem großen Bankett umzukleiden, das die Stadt ihren Gästen im Rathause gab.

Des Abends sprach man von Ausgrabungen und Sonnenuntergang, von Wein und Vandalismus und Mafia — all die jungen Herzen aber waren erfüllt von Lidida La Greca.

Den folgenden Abend — nach einem Ausflug mit ländlichem Frühstück bei den alten herrlichen Tempeln — gab der Empedokles-Klub seine große Tafel mit Ball, und erst an diesem Abschiedsfest gestattete man den Minervasöhnen, mit den jungen Schönheiten der Stadt zusammenzutreffen, die zwei Tage lang vor Ungeduld getrippelt hatten.

Von den drei großen Klubs der Stadt war der der „Adeligen“ der vornehmste und zugleich armseligste — geradezu schäbig in seiner Ausstattung. Der Beamtenklub hatte den Ruf einer tüchtigen Spielhölle, in der es namentlich während des Karnevals um hohe Summen ging. An Reichtum und Ansehen zugleich trug der von allen altbegüterten Familien der Stadt getragene Empedoklesklub den Preis davon.

Man stieg vom Corso einige Stufen zu einer mit Marmorfliesen belegten Piazzetta empor, von deren südlicher Brustwehr man die freie Aussicht über die weite Campagna und das Mittelmeer genoß. An ihrem westlichen Ende lag das monumentale Klubgebäude in vornehmer Abgeschlossenheit.

In einer Ecke der Piazzetta war die Militärmusik aufgestellt, die während der Tafel spielte. Auf dem Corso standen in dichten Haufen die Bauern, horchend und gaffend. Zu ihren afrikanischen Gesichtern war kein Zeichen von Neid zu lesen. Die Stadt gab ein Fest, und die zum Repräsentieren geschafften waren, repräsentierten eben. Warum sollte man die Schauspieler beneiden, wenn man alle Vorteile eines Zuschauers genoß? Man wartete hier bloß auf den Beginn des Spieles, um sich zu überzeugen, daß das städtische Fest sich der Lobpreisungen in Palermo's Zeitungen würdig erweise, damit namentlich die benachbarten Städte zur Erkenntnis kämen, was für eine Stadt Sirgenti sei — und sich weidlich ärgern konnten.

Das erste Paar, das sich nach der Tafel zeigte, war das jüngste Fräulein Bruno mit einem der fremden Studenten. Die Fräulein Bruno waren wegen ihres herausfordernden Betragens, das den alten sizilianischen Traditionen so absicht-

Ich Sohn sprach, nicht populär. Sie waren in ihrem ganzen Auftreten „kontinental“; ja, es hieß sogar, daß sie anlässlich des Besuchs der englischen Flotte in Porto Empedocle mit den Offizieren geschwommen hatten. Aber man verzieh ihnen für diesen Abend, um ihrer unbestreitbaren Schönheit willen, die das Fest schmückte.

Die beiden jungen Leute traten zur Brüstung und blickten hinaus auf die Lichtung, die das Meer bezeichnete. Ein Duft von Zitronenblüten stieg mit der kühlenden Brise zu ihnen empor. Die Gärten unten und alle die Häuser, die sie sahen, waren illuminiert.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

3) Du sollst nicht begehren!

Von Timm Kröger.

2. Junge Leiden und Freuden.

Früher ist die Turmuhr immer auf Dreiviertel stehengeblieben. Daran waren die Dohlen schuld, deren besondere Liebe der Turm hatte; war er doch das erste ragende Ding, wenn man als Krähe vom Meer her über die Marsch hinslog. Sie setzten sich auf den Langzeiger der Kirchenguhr, wenn er sich zur Wageredten auf fünfundvierzig Minuten heraufgearbeitet hatte. Mit Gewalt war nichts zu machen; da ließ der Kirchenvorstand eine runde Stange, worauf sich für Dohlenleute noch gemüthlicher saß als auf dem scharfen Zeiger, um den Turm ziehen. Da ging die Uhr denn wieder ihren Gang.

Die Kirche, „Dom“ genannt, erhebt sich als eindrucksvolle Masse auf den Markt, hoch über die Häuser hinweg, ihr Turm ist fenggerect und hoch, und in gewissem Sinne zwingt er sogar die Landschaft.

Der Marktplatz ist weit und ruhig, ein großes Biered, von einer üppig und grün aufräuschenden Lindenallee eingerahmt. Als Heinrich die Klasse besuchte, sahen gute, schnurgerade wie Schildwachen aufgerichtete Häuser mit klugen Fenstern und gleichmütigen Ziegelbächern darüber hinweg. Wenn ein paar Wagen vom Posthalter über den Straßendamm fuhren, und die „Herren“, die was zu sagen haben, der Landrat, der Bürgermeister, der Deichgraf und Deichgeschworene saßen darin, dann war Deichschau. Wenn dreißig hohe Hüte hinter einem schwarzverhangenen Wagen hergingen, dann war einer gestorben. Wenn der Markt von Menschen wimmelte und an allen vier Ecken gefeilscht und gehandelt wurde, dann war Wochenmarkt. Wenn Verkaufszelte aufgeschlagen waren, wenn es nach Kuchen roch, wenn die „Ringmaschine“ sich drehte und die Drehorgel lärmte, dann war Jahrmart. — Nicht bei der Kirche ist der Ausspann von Hans Hansen; quer über die Schmalseite des Marktes hinweg wohnt „Droppnonkel“ Gustav Brandt. Er war mit Heinrich Bruhns Mutter weitaufig verwandt, bei ihm wohnte der junge Schüler, als er die Primaner-mühe trug. „Droppnonkel“ nannte man Gustav Brandt in der ganzen Stadt. Was er schenkte, war ihm viel zu viel wert, um die Uebersetzung ins Hochdeutsche zu vertragen. „Ich schenke einen guten „Drophen“,“ sagte er, und dabei blieb er.

Primaner waren in Godorf angesehenere Herren, sie und die Junker der Marschhöfe vom Lande lieferten den Willen der Feinen die Tanzbeine. Freilich, wenn, was nicht selten geschah, Studenten, frühere Schüler der Gelehrentschule, von der Univeritätsstadt herüberkamen, dann stellten sie den Nachwuchs, den unfreien Schüler, der nur mit des Direktors Erlaubnis bis Mitternacht bleiben durfte, in Schatten.

Auf den Bürgervereinsbällen ging auch ein Paar schwarzer Augen um, die es vielen, unserem Primaner Heinrich nicht zum wenigsten, antaten.

Leider blieb die Signerin nicht lange. Wenn die Uhr auf elf ging, kam ein Wagen, worin eine alte Frau — ein sogenanntes Faltotum — saß, die Bergstraße herauf . . . trahl! . . . trahl! Hans, ein alter Knecht, auf dem Bod . . . br! . . . br! . . . jäh! . . . vor dem Bürgerverein hielt er. Der alte Schott, Marschhofbesitzer, schickte seine Kutsche, die Tochter abzuholen.

Nun ging das Betteln der Herren los — noch einen Tanz — nur ein Viertelstündchen! Aber die Schwarzäugige ließ sich nur lang darauf ein. In tollerter, zärtlicher Kapuze glitt sie die Treppe hinunter — ein summender Schwarzem Verehrer hinterdrein.

Wenn das Faltotum seinen Schühling in den Wagen verpackte, standen die Bürgervereinsländen am Tritt und machten Komplimente. Als Heinrich die rote Mühe trug, waren Wilhelm Frahm und Emil Paulsen schon Studenten, aber häufig antwefend. Selbstverständlich waren sie Löwen erster Klasse. Marschhofjunker, ländliche Streber, wie Georg Engelbrecht und Emil Gofch, wollten das eigentlich nicht gelten lassen — sie waren dem Wagentritt nicht viel fernere als die Gelehrten. Heinrich aber startete nicht mit, er stand im Hintergrund und verhielt sich still. Das war aber nur äußerlich, denn sein Herz besitt den Löwen erster und zweiter Klasse den Platz, besitt ihnen sogar das Recht, Wiße zu machen und so unverschämt zu plaudern und zu lachen. Denn so wie er

sie liebte, so (das war ganz gewiß) so liebte sie keiner, und wenn sie auch noch so nahe am Wagenschlag gestanden

„Gute Nacht, gute Nacht!“ — „Bon „Snädigen“ wußte man noch nichts. — „Glückliche Fahrt!“ — „Daß Hans nur nicht einschläft und ins Watt hineinfährt!“ scherzt der zukünftige Schweinepriefer. Das will der Alte nicht ruhig hinnehmen. — „Wenn man all so nöchtern weern as if!“ erwidert er anzüglich. „Noch hält der Wagen, die Schwarzen scharren und tun, als wollten sie direkt bei „Ol Wüsum“ in die Flut hinein.“

Die letzten Phrasen — alle versuchen, die Hand zu reichen, der Hausknecht kann kaum den Schlag zumachen.

Hans will fahren, aber er darf noch nicht. Denn „Sieh, ist das nicht Heinrich?“ ruft die Gute. Heinrich muß mitten durch die Löwen hindurch an den Wagenschlag heran und der Gefeierten zum Wagenschlag hinein die Hand geben. Er hätte ihre Hand nur küssen sollen — der dumme Junge!

„Nun man los!“ Die didbäuchigen Säule stellen sich an, als gehe es direkt in die Himmelskufe hinein, und schäumen und scharren und werfen Schaumflocken und ziehen an . . . „Angenehme Ruh, und Fräulein möge sich gut befinden!“ Weg ist der Wagen, und weg sind die Verehrer, die stürzen die Saaltreppen hinauf. Nur Heinrich bleibt. Er atmet nachklingende Freude ein, als die Kutsche über den Markt hinweg die Bergstraße hinunterfährt.

Bei Hans Hansens Gasthof sprühte Funkenfeuer vom Pflaster auf. Heinrich kannte die runden Steinköpfe — da muß jeder rasche Wagen seine Säge machen. Der Holzkasten stieß hart auf das Gestell auf. Er hörte es noch aus der Bergstraße her, war aber unbesorgt, die Kutsche hatte starke Federn.

Der Freund Emil kam von allen Nebenbuhlern am wenigsten in Betracht. Er mochte sich gern in schönen Mädchenaugen spiegeln, ließ sich daran aber auch gemügen, und von Marij sprach er mit kühler Achtung — „Nettes Mädchen. Hübsch ist sie auch, schade daß sie so wenig Geld hat.“ — „Heinrich,“ sagte er mal zu unserm Pastor, „Du bist in sie über die Ohren verliebt. Das ist Unsinn. Junge — ich meine das Verliebteste, sonst allerlei Achtung. Du bist nicht viel älter als sie, daher als zukünftiger Gottesgelahrts-beschliffener reichlich jung, und dann ist es geraten, bevor Du Dich festlegst, ein kleines Rechenegempel zu machen. Zwei Töchter, eine verheiratet, ein Sohn, der den Hof bekommt. Der Alte hat ihr aber nicht schuldenfrei; unter solchen Umständen pflegen die Mädchen ihren Männern nicht viel mitzubringen. Hast wohl noch gar nichts von der berühmten Schwester- und Brüderlitzge gehört?“

Und dann vergingen Jahre. — Emil Paulsen wurde Amtsrichter in Godorf und Wilhelm Frahm pfarramtlicher Adjunkt alda, Heinrich stand vor dem theologischen Amtsexamen.

Einmal kam Wilhelm Frahm mit hohem Besuchshut von der Buntewisch auf der Chaussee dahergewandert und ließ Heinrich Bruhn und Emil direkt in den Weg.

„Willem,“ fragte der, „was wolltest Du eigentlich bei Schotts?“

„Om!“

„Wart eingeladen?“

„Om!“

„Also nichts als Sehnsucht nach dem alten Herrn?“

„Emil,“ antwortete Wilhelm Frahm, „Du hast ein schlechtes Herz und bist ein guter Kerl, und Mitleid wohnt nicht in Deiner Brust. — Ich will Dir eine Freude machen und Dir sagen, was ich ausrichten wollte“ . . . Wollte . . . betonte der große, stattliche, schwarzgekleidete Herr. „Ich wollte Fräulein Marie sprechen.“

„Und hast sie gesprochen?“

Wilhelm Frahm hat glattrasierte, weiche Lippen, es spann sich ein Netz von Falten darum her.

„Ich habe sie gesehen, sie hat mir auch was mitgegeben . . . was Geslohtenes. Siehl . . . nun weißt Du, was ich bei Schotts wollte.“

„Heinrich!“ wandte er sich an unseren Freund . . . „Ich glaube, Dich wird's am meisten interessieren. Ich wollte Dir auch was sagen . . . Marie ist trotz des Korbes, den sie mir so nett und liebenswürdig gegeben, ein herrliches Mädchen, und den schätze ich glücklich, der sie kriegt. Wenn Du mal Lust hast, komm auf meine Wudel! Ich zeig Dir was.“

Und dann ging die Mär von dem großen Unglück durch die Landschaft. Die beiden dicken Schwarzen waren wild geworden und mit dem jungen Erben über den Deich gejagt. Julius Schott hatte das Genick gebrochen, die Schwarzen sind im Wattenmeer ertrunken.

Und da entdeckte Georg Engelbrecht sein Herz und warb um die Erbin der Buntewisch.

Er war ein dunkler, schlanker, hübscher Mensch, jüngerer Sohn eines Hofbesitzers und als solcher darauf angewiesen, einen Hof zu befreien. Sein Wesen hatte unserem Heinrich Bruhn niemals zugesagt, er war ein großtuender, über den kleinen, von der Geest herkommenden Landmannssohn hinwegsehender Obenhinaus; in den letzten Jahren sagte man ihm sogar wilde Streiche nach.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Wanderungen in der Umgebung Berlins.

I. Die Rüdersdorfer Kalkberge.

Ein Besuch der Rüdersdorfer Kalkberge führt uns im Fluge durch den ersten Abschnitt des Mittelalters in der Geschichte unserer Erde, durch die Triasperiode. Die Trias (=Dreieitigkeit) umfaßt im nördlichen Deutschland drei aufeinanderfolgende Stufen: Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper, von denen infolge von Störungen in der Lagerung der Schichten in Rüdersdorf nur die beiden ersten in schönen Aufschlüssen der Betrachtung zugänglich sind; der Keuper ist nur aus Bohrungen bekannt.

Am interessantesten, lehrreichsten und schönsten gestaltet sich der Ausflug, wenn wir die Rüdersdorfer Kalkberge als Mittelpunkt einer Tagespartie Erkner - Strausberg, nehmen, die selbst für weniger tüchtige Fußgänger nicht allzu anstrengend sein dürfte und fast stets im Waldesschatten durch eine überaus reizvolle Landschaft führt.

Der Vorortzug führt uns nach Erkner, von wo wir über den Platensee nach der Woltersdorfer Schleuse übersehen. Ein prachtvoller Rundblick bietet sich von dem Aussichtsturm auf den Kranichbergen. Ganz im Westen verschwindet weit hinter dem blinkenden Spiegel des Müggelsees im Dunste das Häusermeer Berlins, zu beiden Seiten der Spree zeigen uns sanft gerundete Höhen die Ufer des einstigen großen Eiszeitstroms, der vor vielen Jahrtausenden die Schmelzwässer der Gletscher der Nordsee zuführte. Im Norden schweift das Auge über eine sandige Hügelandschaft, in deren Mitte sich die Schutthalde der Rüdersdorfer Kalkwerke erheben. Und wenn wir den Blick auf den Boden zu unseren Füßen richten, so trifft er in dem mancherlei Schutt und Gerölle zwischen Schwedischen Graniten und Feuersteinen, aus Rügen Kreidessenen auch Trümmer von blaßblauem Muschelkalk und rötlichem Sandstein, die die Gletscher von den Rüdersdorfer Höhen abgerissen und bis hierher mitgeschleppt hatten. Gegenüber vom Woltersdorfer Riez — Riez wendisch = Fischerdorf; die wendischen Fischer siedelten sich am Ufer der Gewässer an, während die adertreibenden Deutschen die Höhen bevorzugten (vgl. auch Nieder- und Hohen-Schönhausen!) — gewinnen wir das Ufer des Kalksees, dem wir nach Norden hin bis Rüdersdorf folgen. Der Weg dahin führt häufig an Quellen vorbei, von denen die Liebesquelle die bekannteste ist. Sie geben uns bei näherer Betrachtung ein anschauliches Bild der Quellenbildung überhaupt. Unter dem Sande, aus dem die den See begleitenden Höhen bestehen, befindet sich eine tonige Mergelschicht, die für Wasser nur schwer durchlässig ist. Das Wasser, das sich aus der Atmosphäre niederschlägt, dringt ungehindert überall durch den Sand hindurch, und sammelt sich über dem undurchlässigen Mergel an, von wo es an einzelnen Stellen, an der Grenze der beiden Schichten, den Boden als Quelle wieder verläßt.

Am Ende des Kalksees biegen wir in den Dorfteil Rüdersdorf-Grund ein. Dort befindet sich hinter dem Hause Friedrichstraße 33 ein Steinbruch, in dem die Schichten des Buntsandsteins und zwar dessen obere Abteilung, der Röh, vorzüglich aufgeschlossen sind. Schon bei oberflächlicher Betrachtung fällt es dem Beschauer auf, daß die einzelnen Schichten nicht horizontal gelagert sind, wie man vermuten müßte, sondern daß sie nach Nordwesten hin gegen den Erdboden geneigt sind und mit ihm einen spitzen Winkel bilden; (der Bergmann sagt: Die Schichten „fallen nach NW. unter einem bestimmten Winkel ein.“ ebenso bezeichnet er die senkrecht zum Fallen gelegene Richtung, in der die Schichten sich ausdehnen, mit „Streichen“, so daß es bergmännisch gesprochen, heißt: die Rüdersdorfer Triasschichten streichen von SW. nach NO. und fallen nach NW. ein). Dieselbe Beobachtung machen wir später bei den verschiedenen Muschelkalkschichten. Zum Verständnis dieser Tatsachen müssen wir uns ins Gedächtnis zurückerufen, daß das Erdinnere noch größtenteils von feurig-flüssigem Magma erfüllt ist, daß es aber durch Ausstrahlung von Wärme ständig mehr und mehr erkaltet und sich dadurch auf einen kleineren Raum zusammenzieht. Der feste Erdmantel muß dieser Volumenverkleinerung folgen und sucht sich ihr durch Faltenwerfung anzupassen (vgl. die Runzeln auf einem altgewordenen Apfel); solche Falten haben wir in unseren Hochgebirgen, den Alpen, großen Teilen der deutschen Mittelgebirge usw. vor uns. Vielfach aber lassen sich die Schichten nicht falten; die Erdrinde zerreißt in Schollen wie die Eisdecke eines Flusses, einzelne Schollen sinken in die Tiefe, andere richten sich auf, schieben sich übereinander oder werden gar umgeklippt. Eine solche aufgerichtete und über eine andere tiefer gelegene, hinweggeschobene Riesenscholle stellen die Rüdersdorfer Kalkberge dar; die Schichten, die ursprünglich in der Reihenfolge Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper übereinander abgelagert wurden, liegen jetzt sozusagen nebeneinander, und bei einer Wanderung von Südosten nach Nordwesten durchschreiten wir die einzelnen Ablagerungen von den älteren ausgehend zu den jüngeren.

Die aufgedeckten Buntsandsteinschichten bestehen aus verschiedenfarbigen blauen, grünen und roten Sandsteinen und Mergeln, häufig unterbrochen durch dünne Schichten von Faser-gips von weißer bis gelber Farbe. Wahrscheinlich war zur Zeit

ihrer Bildung Norddeutschland eine Sandwüste, die nur hier und da von einem plötzlich auftretenden tropischen Regen auf kurze Zeit unter Wasser gesetzt wurde, sonst aber bis auf einige Salzsümpfe vollkommen trocken war. Damit steht auch die Armut der Buntsandsteinschichten an Versteinerungen in Einklang; was nach dem Tode von den spärlich vorhandenen organischen Wesen übrigblieb, fiel schnell der Vernichtung anheim.

Gleich hinter dem Steinbruch führt uns ein Fußpfad auf den Schulzenberg, von dessen Aussichtsturm wir die gesamten Kalkbrüche überschauen können. Oestlich liegt der ausgedehnte Alvenslebenbruch, durchzogen von einem jetzt trodengelagten Kanal, der nach Norden zum Krienbruch umbiegt und zu dem nur noch als Stapelplatz dienenden Krienbruch führt. Im Westen gewahren wir den Tiefbau, der den Heinitz- und Nebenbruch schon fast vollständig in sich aufgenommen hat. Die Brüche sind bereits über 600 Jahre im Betrieb, wovon die Ruinen einiger Gebäude und Kalköfen am Westende des Heinitzbruchs Zeugnis ablegen. Ein Zufall förderte seinerzeit das Gestein zutage. Das Gebiet zwischen Strausberg und der Spree war zwecks Germanisierung um 1250 dem Kloster Zinna verliehen worden, das dort verschiedene Bauernkolonien anlegte. Eine Beschwerde der Rüdersdorfer Bauern über ihren steinigern Ackerboden führte zur Entdeckung des Kalklagers, mit dessen Abbau die Mönche sogleich begannen. Mit der Säkularisation der Klöster gingen auch die Kalkbrüche in den Besitz der Landesherren über; heute sind sie im Eigentum und unter Verwaltung des preussischen Fiskus, der aber auf Grund alter Verträge der Stadt Berlin ein Sechstel des Reingewinnes abgeben muß.

Vom Schulzenberg in nördlicher Richtung weiterblickend gelangen wir am Alvenslebenbruch in die Region des Muschelkalks, und zwar überschreiten wir zuerst seine unterste Abteilung, den Wellenkalk, der durch seine furchige Struktur seine Herkunft aus von Wellenschlägen getroffenen Meeresboden verrät.

Ehe wir aber die Muschelkalkablagerungen selbst betreten, gehen wir auf der Höhe am Rande des Alvenslebenbruchs entlang bis zur Nordostecke, wo an einer Stelle die vom Schutt befreite Oberfläche des Muschelkalks in Gletscherstrammen und Gletschertöpfen deutlich die Wirkungen des Inlandeises veranschaulicht. Die von Norden nach Süden vordringenden Gletscher hobelten die Schichtentöpfe des Muschelkalks, soweit sie ihnen Widerstand leisteten, glatt, und die darin eingefrorenen Steine wirkten wie eine Raspel und verursachten breite und tiefe Furchen oder auch ganz feine Schrammen auf den glatten Flächen. Aus den Spalten der Gletscher aber strömte das Schmelzwasser herab und strubelte mit Hilfe von allerlei Rollsteinen Niesenkessel bis zu einer Tiefe von mehreren Metern aus.

Von hier aus steigen wir in den Alvenslebenbruch hinab. Auf die Wellenkalkschichten der Nordseite folgen die an der Ostwand abgebauten des Schaumkalks. Der Muschelkalk setzt sich nämlich aus verschiedenen, deutlich voneinander getrennten Unterabteilungen zusammen. Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß zur Bildung des ganzen Lagers wohl viele viele Jahrtausende nötig waren, in denen sowohl die Tiefe des Meeres, seine chemische Zusammensetzung und vor allem seine Fauna und Flora sich verschiedentlich veränderte. So unterscheidet man einen unteren, mittleren und oberen Muschelkalk, von denen jeder wieder in verschiedene Gruppen eingeteilt wird, die ihre Namen von den sogenannten Leitfossilien erhalten, d. h. denjenigen Versteinerungen, die für die betreffenden Schichten charakteristisch sind. Unter den Versteinerungen befinden sich besonders viele Muscheln, von denen allerdings meistens nur die Ausgüsse ihrer inneren Höhlung, die sogenannten Steinkerne erhalten sind, welche oft ganze Schichten zusammensetzen. Doch finden sich auch Reste von Vorläufern der zur Tintenfischgattung gehörenden Ammoniten, von Fischen und kleinen Meerstauriern. Deutlich lassen sich auch zwischen den einzelnen Kalkschichten dünne Schichten erdigen Tons beobachten, die auf Perioden größerer Niederschläge hindeuten, in denen die in das Meer mündenden Flüsse größere Massen von Schlamm und Einflüssen mitbrachten und abgelagerten als zu anderen Zeiten.

Auf der Nordseite des Alvenslebenbruchs entlangschreitend gelangen wir zu beiden Seiten des Krienbruchs in die Schichten des mittleren Muschelkalks, der hauptsächlich zur Herstellung von Zement benutzt wird. Der obere Muschelkalk ist nur im Krienbruch aufgedeckt, der zwar nicht mehr ausgebeutet wird, aber überall noch die Lagerung der einzelnen Schichten erkennen läßt. Besonders fällt der glaukonitische Kalkstein durch seine grüne Färbung auf. Er ist auch besonders reich an Versteinerungen, vor allem an Fischresten. Bei aufmerksamster Betrachtung sieht man überall winzige braungelblich glänzende Zähne und blinkende Schuppen aus dem Kalk hervorstechen. (Wer überhaupt Versteinerungen sammeln will, der führe einen Hammer zum Zerbrechen der Blöcke mit sich und suche vor allem Schutthalde und Steinhausen auf, da das dort befindliche Material schon angewittert ist und die Fossilien leichter erkennen läßt.)

Vom Krienbruch aus gelangen wir unter der Straße Rüdersdorf-Tasdorf hindurch nach dem Nebenbruch, in dem hauptsächlich Schaumkalk gewonnen wird, und am Nordrande des Tiefbaues entlang — dessen Betreten verboten ist —

nach dem Maschinenhaus. Geologisch bietet der Weg uns nichts Neues. Jedoch ist eine Befestigung der maschinellen Anlagen, die zur Entwässerung des Tiefbaus dienen, sehr zu empfehlen.

Der vermittelte Sprengung im Abbau gewonnene Kalkstein wird meist an Ort und Stelle gleich verarbeitet. Teils findet er Verwendung zu Bausteinen, teils wird er in mächtigen Defen zu Kalk gebrannt, teils dient er zur Zement- und Mörtelfabrikation. Der Reingewinn schwankt bei einer Belegschaft von circa 1000 Mann, die einen Durchschnittslohn von etwa 3 M. pro Schicht erhalten, zwischen 300 000 und 600 000 M. jährlich.

Nach gehöriger Rast gelangen wir dann von Kallberge aus an den Zementfabriken vorbei, in deren Nähe alles, Dächer, Bäume, Blätter und Zweige millimeterdick von Staub überzogen ist, nach Tasdorf. Von hier aus führt ein prachtvoller, wenig begangener Weg an der Westseite des Stenihsees entlang nach der Neuen Mühle und Bahnhof Strausberg. Besonders bei trockenem Wetter wandert es sich wunderschön über federnde Wiesenründe, durch Erlenbrüche und über klare, murmelnde, zum Teil eisenhaltige Quellen, die auf der Sohle verschiedener Kiesbrüche entspringen. Und wer in der Landschaft zu lesen versteht, der sieht, wie vor tausend und aber tausend Jahren eine Gletscherzunge von hier nach Süden ragte, wie sie bei ihrem stetigen Vorrücken eine vielleicht schon vorhandene Talsperre tiefer und tiefer ausschürfte, und wie nach abermal's Tausenden von Jahren, als die Gletscher abschmelzend sich zurückzogen, die Schmelzwässer vom Stenihsee aus nach Süden gegen Erkner hin in breitem, trübem Flusse sich dem großen Strome zuwälzten, der, aus der Gegend von Warschau kommend, durch das heutige Sprees- und Elbetal in die Nordsee sich ergoß.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Eine Volkszählung unter den Vögeln. Die Anwendung der Statistik auf die Naturwissenschaft hat ihre offensichtlichen Mängel und Bedenken. Man hat allerdings nicht davor Halt gemacht, die Sterne am Himmel zählen zu wollen, und im Vergleich dazu erscheint es als ein noch weniger übermütiges Unterfangen, die Arten von Tieren und Pflanzen auf der Erde zu zählen. Andererseits scheint es noch immer leichter möglich, ungefähr die Menge der für Auge und Fernrohr sichtbaren Himmelskörper wenigstens ungefähr abzuschätzen, als eine annähernd richtige Vorstellung von der ungeheuren Masse der einzelnen auf der Erdoberfläche oder gar auch noch in den Ozeanen lebenden Individuen zu schaffen. Immerhin sind Versuche solcher Volkszählungen in Tier- und Pflanzenwelt von Interesse, man muß nicht nur zu weitgehende Schlüsse daraus ziehen wollen. In Amerika besteht eine besondere Neigung zu derartigen Versuchen, denn erst unlängst hat sich ein amerikanischer Naturforscher die Mühe genommen, die Zahl der Lebewesen auf einem bestimmten Flächenraum von wenigen Quadratfuß nach Arten und Individuen zu ermitteln. Selbstverständlich würde es ganz verfehlt sein, daraus Schlüsse zu ziehen, daß überall auf der Erdoberfläche gleich große Mengen von Tieren und Pflanzen auf demselben kleinen Raum vorhanden sein müßten. Eine ähnliche Arbeit hat nun Professor Forbes von der Universität Illinois für die Vogelwelt unternommen, und zwar hat er eine Volkszählung unter den sommerlichen nistenden Vögeln innerhalb eines Streifens Landes von nur 50 Meter Breite und etwa 650 Kilometer Länge ausgeführt. Dabei wurde die gesamte Vogelbevölkerung berücksichtigt. Man kann sich schon denken, daß die Arbeit keine leichte war. Es versteht sich von selbst, daß auch Dr. Forbes nicht jeden einzelnen Vogel in der Hand gehabt hat. Dennoch glaubt er, in seinem Vortrag, den er über die Ergebnisse seiner Zählung vor der amerikanischen Zoologischen Gesellschaft gehalten hat, die Angabe wagen zu können, daß im ganzen Staat Illinois im Sommer 30 750 000 Vögel nisten, wovon 5½ Millionen Späzen sind. Auf die englische Quadratkilometer, die etwa 2½ Quadratkilometern gleichkommt, wurden im Durchschnitt 645 Vögel ermittelt, was wohl als eine verhältnismäßig niedrige Zahl erscheint. Unter den 7740 wirklich gezählten Vögeln waren 85 Arten vertreten, und zwar der englische Sperling mit 1414, die Wiesenlerche mit 1025, der Glanzstar mit 900, die wilde Taube mit 461, die Ammer mit 393, der roßfüßige Beutelstar mit 347, die Prärielerche mit 296, der Goldspecht mit 197, das Rotkehlchen mit 194 und der Felspap mit 186 Individuen. Nicht beachtenswert ist die Feststellung, daß die Zahl der Sperlinge in dem betreffenden Gebiet von Norden nach Süden ständig abnimmt, weil die menschliche Bevölkerung nach Süden zu gleichfalls dünner wird, wodurch auch eine Abnahme in der Intensität der Bodenwirtschaft eintritt. Die eingeborenen Vögel dagegen nehmen umgekehrt von Norden nach Süden zu, wahrscheinlich wegen des wärmer werdenden Klimas. Daraus ergibt sich also, wie die Tätigkeit des Menschen die Verbreitung der Vögel beeinflusst. Eine Zählung in der Zugzeit der Vögel ergibt begreiflicherweise andere Ziffern, und Professor Forbes hat ermittelt, daß

die Zahl der Vögel in jenem Gebiet für den Monat Oktober fast 2½ mal größer ist als in den sommerlichen Monaten. Die Verteilung von Aedern, Weideland und Baumbestand ist natürlich von der größten Wichtigkeit für die Verbreitung der Vögel, und auch dafür haben sich zahlenmäßige Beweise finden lassen. Es wäre gewiß von großem Interesse, wenn eine ähnliche Untersuchung einmal in verschiedenen Gebieten Mitteleuropas ausgeführt würde.

Aus dem Tierleben.

Das Schwärmen der Bienen. „Prometheus“ entnimmt der „Zeitschrift für wissenschaftliche Insektenbiologie“ folgenden Beitrag: Die Urform des Schwärmens findet sich bei den Hummeln, welche nur einen Sommerstaat bilden. Das Hummelnbrot stirbt ebenso wie der Wespenstaat im Herbst aus und nur die befruchtete Königin überwintert. Wenn die Königin im Frühjahr vom Winterschlaf erwacht, betätigt sie zunächst ihren Erhaltungstrieb, indem sie Nahrung sucht. Erst mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit, wenn der Tisch schon reichlicher gedeckt ist, wird auch das Fortpflanzungsgeschäft aufgenommen, indem die Königin ein Nest baut und Eier legt. Deren Zahl ist so beschränkt, daß die einzelne Königin auch die Brut zu ernähren vermag. Die ersten auskriechenden Hummeln sind lauter Weibchen, welche fortan die Sorge um die weitere Brut übernehmen. Im Laufe des Sommers schlüpfen auch Drohnen und große Königinnen aus, welche nach der Befruchtung den Mutterstod verlassen und neue Nester bauen. Die Geschlechtsstiere werden jedesmal immer erst ausgebrütet, wenn das Nest „reif“ ist, und die jungen Königinnen fangen nach der Befruchtung ein neues Leben an. Ähnlich verläuft der Lebenszyklus der indischen Bienen: *Apis dorsata* baut eine Wabe aus reinem Wachs bis 1 Meter lang. Ist reichlich neue Brut vorhanden, so verläßt die Königin mit der Mehrheit der Arbeiterbienen ihre Wabe und baut irgendwo anders, wo sie reiche Nahrung findet, eine neue Wabe, oft sogar neben die alte Wabe; *Apis florea* baut gleichfalls eine senkrecht hängende zweiseitige Wabswabe. Im oberen Teile wird der Honig abgelegt; der größere Teil der Wabe ist von Arbeiterzellen eingenommen, unter diesen liegen die Drohnenzellen, und ganz unten werden einige senkrechte große Weiselzellen gebaut. Damit ist wiederum der Lebenszyklus beendet: die Bienen verlassen die Wabe — mit anderen Worten, sie schwärmen. Das Schwärmen erscheint somit als Folge der „Reife“, der Vollendung des Nestes und auch der Lebensweise der Bienen. Die Bienenkönigin kann für sich allein, selbst wenn sie auch sehr fruchtbar und gut befruchtet ist, doch kein einziges Wesen erzeugen; zur Fortpflanzung des Geschlechtes muß das Auftreten einer neuen jungen Königin mit dem Erscheinen einer Gruppe Arbeiterinnen einhergehen, welche mit ihr ein gemeinschaftliches Leben in einem neuen Stode führen, und das Ausfliegen des Schwarmes ist die Ausführung dieses Aktes. Das Ablegen der Eier der Bienenkönigin wird durch die fütternden Arbeiterbienen geregelt. Wenn zur Zeit der Haupttracht der Stod voll Honig ist und die Königin keinen Platz für die Eiablage findet, so unterbleibt das Schwärmen, ebenso bei ungenügender Tracht; dagegen fangen die Bienen zu schwärmen an, wenn sie die Reife ihres Nestes fühlen, gute Tracht haben und das Wetter warm ist. Das Volk befindet sich dann im „Magimum seiner Kraft“.

Verkehrswesen.

Der Transport lebender Seefische. Die Wichtigkeit der Seefische als gutes und verhältnismäßig billiges Ernährungsmittel läßt es wünschenswert erscheinen, auch das Binnenland in zweckentsprechender Weise mit größeren Mengen versehen zu können. Ein gelungener Versuch nach dieser Richtung ist, wie die „Allgem. Fischereizeitung“ meldet, kürzlich am Cuxhavener Fischereihafen unter Leitung von Inspektor Duge gemacht worden. Es handelt sich um die Versendung lebender Seefische nach dem Innern des Landes, wobei die von Erwein und Marquard erfundenen neuen Waggons zur Verwendung kamen. Es war bereits vorher gelungen, selbst aus entfernten Ländern wie Rumänien und Südfrankreich große Fischladungen von 100 bis 120 Zentnern nach Berlin zu bringen. Es waren Krappfen, Schleie, Sterlette und namentlich Aale, die bei der langen Reisedauer von fast hundert Stunden in tadellosem Zustande ankamen. Die jüngsten Versuche verheißen daher immerhin Erfolg. Zunächst mußte die Eigenart der einzelnen Fischgattungen und die Qualität des zu verwendenden Seewassers durch Vorversuche ermittelt werden. Man begann mit siebenhundert Pfund lebender Schollen, Steinbutten und Seezungen, die im Wasser des Fischereihafens mit einem Salzgehalt von 3¼ v. S. versandt wurden. Nach 36 Stunden waren die Fische in bester Verfassung. Insgesamt waren nur 15 Pfund Schollen eingegangen, während die übrigen Fischarten ohne jeden Verlust ankamen. Die Versuche werden in größerem Maßstabe fortgesetzt und lassen erwarten, mittels eines Waggons 30 bis 40 Zentner in gutem Zustand in die Städte des Binnenlandes bringen zu können.